

Dr. Albert Barth

Rektor der Töcherschule Basel

1874—1927

Dr. Albert Barth

Rektor der Töcherschule Basel

1874—1927

Q 616

H. Hermann Escher, Zsch.

Personalien

von

Rektor Dr. Albert Barth,

seiner Gattin diktiert in den letzten Lebenstagen.

Da mich die letzten Monate durch schwere Krankheit tief in den Schatten des Todes gerückt haben, ist es mir ein Bedürfnis, mir selber eine kurze Rechenschaft über mein Leben zu geben und damit meine Nächsten von der Aufgabe zu befreien, der Oeffentlichkeit gegenüber ein Bild meines Lebens zu zeichnen, das ich selbst als unwahre Verschönerung ansehen müsste. Es soll nichts enthalten als äussere Tatsachen und innere Tatsachen in der Beleuchtung, wie ich sie im Angesicht des allsehenden Richters verantworten kann.

Ich, Albert Barth, bin geboren am 20. Februar 1874 im Pfarrhaus zu Basadingen als Jüngstes von drei Geschwistern. Mein Vater, Albert Barth, war bei meiner Geburt ein schwerkranker Mann und starb schon im April 1874.

Meine Mutter, Frau Margaretha Barth geb. Burckhardt, siedelte nach ihrer Heimat, Basel, über, wo wir in sehr bescheidenen Verhältnissen in einer Dreizimmerwohnung an der Rebasse aufwuchsen. Die beiden grosselterlichen Häuser, das Pfarrhaus an der Rebasse und das Haus der Grosseltern mütterlicherseits an der St. Albananlage, sowie das alte Kleinbasel, das eben anfang, über seine alten Grenzen hinauszuwachsen, waren der Schauplatz unserer frühesten Jugend.

Meine erste Schulzeit verbrachte ich noch in Kleinbasel. Dann zog meine Mutter zu ihrem verwitweten Bruder, Dr. Achilles Burckhardt-von Salis, an die Augustiner- und später an die Rosshofgasse, und von hier aus bin ich Schüler des Gymnasiums gewesen bis zur Maturität im Frühling 1892. Die Wahl des Studiums

wurde mir nicht leicht; doch sind es nicht äussere Gründe gewesen, die mich zunächst zur Theologie führten. Es war die Zeit des Aufstiegs der historischen Theologie, die mich fesselte und meiner geistigen Veranlagung entgegenkam. Daneben fand ich als Zofinger Befriedigung für mein Bedürfnis, mit andern und unter andern das Leben zu erfassen, in einem engern Kreis gleichgesinnter Freunde. Im sechsten Semester zog ich nach Berlin und kehrte erst zum Abschluss meines theologischen Studiums nach Basel zurück. — Im Herbst 1896 bestand ich das theologische Concor-datsexamen, und bald darauf übernahm ich ein Vikariat in Reute, Kanton Appenzell. In dieser Zeit wurde mir klar, dass ich nicht Theologe bleiben könne, weil ich mich nicht als innerlich reich genug ansah, um jeden Sonntag andern Menschen von den tiefsten Fragen und Dingen zu reden. Die historische Theologie hatte es uns schwer gemacht, absolute Wahrheiten festzuhalten. Das soll aber nicht ein Wort des Undankes gegen mein Theologiestudium sein, ich habe es mit Freude und Nutzen getrieben; aber ich bin zeitlebens nur ein Gottsucher geblieben, im Gegensatz zu einem, der sich der Gottesgewissheit bewusst ist. Was mir besonders viel bot, auch für mein zweites Studium und meine Lebensarbeit, sind die Vorlesungen und das theologische Seminar von Professor Adolf Harnack gewesen.

Im Herbst 1897 begann ich mein zweites Studium, mit Geschichte im Mittelpunkt, in Göttingen. Da fand ich, vor allem bei Professor Kehr, gute methodische Einschulung, aber wenig Begeisterung und keine dauernde und tiefgehende Anregung von Seiten der Dozenten. 1900 promovierte ich und verliess dann Göttingen, um in Basel ein ergänzendes Mittelschullehrerexamen nachzuholen. Nun kam für mich eine sehr bittere Zeit der Stellenlosigkeit und stets wechselnder Vikariate. Schliesslich fand ich 1904 feste Anstellung am Basler Gymnasium, und es folgten fünf schöne Jahre, in denen ich mich von der Richtigkeit meiner Berufswahl überzeugen konnte. 1909 erfolgte meine Berufung an die Schaffhauser Kantonsschule als Seminarleiter. 1915 sodann wurde mir die Arbeit in Basel

anvertraut, in der ich bis zum Ausbruch meiner letzten Krankheit gestanden habe. Ich habe viel Freude an meinem Beruf gehabt, aber er hat mir auch mancherlei Reibungen gebracht, die Wunden bei mir zurückgelassen haben.

Ich gedenke mit Dankbarkeit der Menschen, die mir in besonderem Masse halfen, mein geistiges Wesen aufzubauen. Zuerst ist es die Mutter gewesen, die uns Waisenkindern und speziell mir alles gewesen ist und der ich alles zu verdanken habe. Sodann habe ich an meinem Onkel Achilles Burckhardt, mit dem wir von 1882 an in gemeinsamem Haushalte leben durften, einen väterlichen Berater und in vielen Dingen ein Vorbild fürs Leben gefunden. Wohl war der etwas verschlossene Mann für junge Menschen nicht leicht zu erreichen, und sein voller Wert ging mir erst nach seinem Tode auf, der leider eintrat im Augenblick, da ich meine akademischen Studien begonnen hatte.

Dankbar gedenke ich, wie ich in den folgenden Zeiten wirklich warme und echte Freundschaft finden und sie weiter pflegen durfte bis zum heutigen Tag. Die Liebe und Achtung meiner Freunde hat mir unendlich viel an Lebensmut und Arbeitsfreude eingebracht. Aber auch sonst habe ich viel Vertrauen genossen, ohne das ich gar nicht hätte auskommen können, ja ich habe stets das Bewusstsein, dass man mir mehr Vertrauen entgegenbrachte, als ich verdient habe.

Im Jahre 1906 habe ich mich mit Lilly Martz vermählt, die mit ihrem heitern Gemüt mein schweres Gemüt wunderbar glücklich ergänzt hat. Sie schenkte mir vier Kinder, die für uns beide ein grosses Glück in der Ehe bedeutet haben. Wir sind miteinander auch recht weit in der Welt herumgekommen, und diese gemeinsamen Reisen und Aufenthalte hier und dort bedeuteten uns ein besonderes Geschenk des Lebens. So darf ich mit ganzer Dankbarkeit von dem reden, was mir meine Gattin in gesunden und kranken Tagen gewesen ist.

Seit mehreren Jahren stand ich unter dem drückenden Gefühl, dass meine Kräfte gegenüber der oft allzu grossen und schweren Aufgabe der Leitung einer Riesenschule, wie es die Töchterschule ist, auf die Dauer

nicht gewachsen sein könnten, schob aber eine für mich ertragbare Reduktion oder Aenderung der Aufgabe allzulange zurück. Um die Jahreswende 1926/27 wurde ich durch ein Herzleiden gebieterisch gezwungen, meine Funktionen an der Schule ganz einzustellen. Ich dachte zunächst an eine Erholungskur; aber mein Zustand wurde zur schweren Krankheit, und es fehlten mir offenbar die Kräfte, die eine Regeneration möglich machten. Es lag vor mir nur noch der Tod oder der noch schlimmere Fall eines absolut nutzlosen Lebens, vor dem ich mein Leben lang die grösste Furcht hatte.

Ich bin dankbar, dass ich einen Beruf gehabt, der mich innerlich ganz befriedigte, und ein Familienleben, dessen ich nur mit grosser Freude gedenken kann, und dass ich auch sonst so viel Liebe habe empfangen dürfen. Gerade meine schwere Krankheitszeit hat mich ein erhöhtes Mass von Liebe erfahren lassen von Seiten meiner lieben Frau und ihrer Geschwister, die als Krankenpflegerin und Arzt alles taten, was mir Erleichterung schaffen konnte. Auch dem Freund, der mir als Arzt zur Seite stand, auch den Pflegerinnen, die sich unermüdlich um mich bemüht — allen will ich danken.

Ansprache

von

Herrn Pfarrer Sutermeister.

Wenn ich nach dem Wunsch unseres verstorbenen Freundes hier stehe, um im Namen von uns allen Abschied von ihm zu nehmen und dieser ernsten Stunde die Weihe eines Gotteswortes zu geben, so scheint mir keines für das, was er war und wollte, so passend, wie das Wort unseres Herrn und Meisters: «Selig sind die, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.» Dabei wollen wir nicht vergessen, dass es dem Wesen und Willen des Entschlafenen entspricht, von ihm kein Rühmens zu machen. Wir wollen für das, was ihm geschenkt war und was er uns und vielen gewesen ist, Gott danken, der allein aus uns etwas Ganzes und Rechtes macht. Eine so starke und ausgeprägte Persönlichkeit konnte er ja nur darum werden, weil er sich dem Herrn seines Lebens, und ihm allein, verantwortlich wusste.

Was uns, die wir mit dem Entschlafenen in engerer geistiger Gemeinschaft standen, von Anfang an schon in der Schulzeit aufs stärkste anzog, war seine leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit. Nichts konnte ihn so erregen als Schein und Unwahrhaftigkeit, besonders da, wo sie sich in ein moralisches, religiöses oder auch nur ästhetisches Gewand hüllten, und mit aller Kraft setzte er sich da ein, wo es galt, der Gerechtigkeit und Wahrheit die Bahn frei zu machen. Carlyle und Lagarde, diese Männer der strengsten Gewissenhaftigkeit, sind damals unsere Helden gewesen, und unser Freund Albert Barth ist uns durch unser ganzes Leben, wohl ohne dass er es ahnte, ein unerbittlicher Gewissensmahner gewesen und er wird es bleiben. Sein Verlangen nach sozialer Gerechtigkeit führte ihn eine Zeitlang in die Reihen der numerisch und politisch

schwächsten Partei, bis ihm klar wurde, dass das Ideal der sozialen Gerechtigkeit, das ihm vor Augen stand, über den Parteien steht und auf dem Weg des Parteikampfes nicht erreicht werden kann. Sein Interesse an der Geschichte vergangener und gegenwärtiger Zeit war ein sittliches; er sah in ihr ein Ringen der sittlichen Kräfte mit den unsittlichen und, trotzdem ihm bei seinem unbestechlichen Wirklichkeitssinn manchmal ein Versinken in Pessimismus drohte, glaubte er doch mit ganzer Seele an den endlichen Sieg der Gerechtigkeit. Dieser Glaube hat ihn aufrecht gehalten. Dieses Ringen um die Gerechtigkeit in seinem nächsten Berufs- und Pflichtenkreis konnte dann so stark werden, dass wir an das Wort erinnert wurden, das von Jesus gesagt wird: «Der Eifer um dein Haus hat dich verzehrt.»

So hinreissend und mitreissend seine Gerechtigkeitsliebe war, so hatte sie doch für alle, die mit ihm guten Willens waren, nichts Niederdrückendes; denn sie war ganz frei von dem Gift der Selbstgerechtigkeit. Am schärfsten ist der Entschlafene immer mit sich selber ins Gericht gegangen, den höchsten Masstab hat er immer an sich selber angelegt, so streng und unerbittlich, dass er oft an Depressionen litt; es war ein wirkliches Hungern und Dürsten nach Gerechtigkeit. Aber eben diese Strenge gegen sich selber hat ihn weich und mild erhalten, zart und mitfühlend. Das haben Unzählige erfahren, die ihm heute nicht mit lauten Worten danken können, die ihm aber eine unauslöschliche Dankbarkeit bis an ihr Grab bewahren.

Und weil er tief demütig war, konnte ihm Gott, der den Demütigen Gnade schenkt, auch in besonderem Mass Freundliches erweisen. So durfte er denn auch alles Liebe, Schöne und Gute, das ihm die Ehe, die Familie, die Freundschaft, die Natur, die Kunst und die Arbeit boten, in vollen Zügen und mit reiner Freude geniessen. Das ergreifendste Zeugnis hierfür ist, wie er mitten aus der Qual seines Hinsterbens heraus nur danken konnte für das viele Gute, das ihm zuteil geworden.

Die Loslösung von diesem Leben ist ihm nicht leicht gemacht worden; es war ein langsames u. peinvolles Abster-

ben, aber in der vollen Klarheit des Geistes und mit reger Theilnahme an allem wichtigen Geschehen in der Nähe und Ferne und voll rührender Dankbarkeit für seine Lebensgefährtin und die, welche ihn pflegten. Und dann ist ihm in Gnaden erspart geblieben, was er mehr als alles fürchtete: ein tatenloses Dahinleben. Rasch und schmerzlos ist er hinübergegangen.

Wir aber, so weh uns sein Scheiden tut, gönnen ihm die Ruhe, die auf dem Antlitz des Dahingegangenen so tröstlich ausgeprägt war. Wir haben bei unserem Freund auch gar nicht das Gefühl des Abschlusses, des Endes, sondern des Ueberganges. Er hat sich selber einen Gottsucher genannt. Und Gott lässt sich von denen, die ihn aufrichtig suchen, finden; er war einer, der hungerte und dürstete nach der Gerechtigkeit — diesen aber ist verheissen, dass sie satt werden sollen. Er hat in sich wohl einen Menschen erkannt, der das Gute will, aber es noch nicht oder nur unvollkommen erreicht hat — aber diesen ist verheissen, dass, der in uns angefangen hat das gute Werk, es auch vollenden wird. Was wir an ihm liebten, das war die Lauterkeit seines Herzens; denen aber, die reinen Herzens sind, ist verheissen, dass sie Gott schauen sollen.

Die Seinen aber, an denen er mit so inniger Liebe gehangen, befehlen wir dem Schutz und der Leitung Gottes, der ein Vater der Witwen und Waisen ist, und denen nahe ist und nahe bleibt, die sich auf ihn verlassen.

Ansprache

von

Herrn Dr. Leupold,

Präsident der Inspektion der Töcherschule.

Verehrte Trauerversammlung!

Gestatten Sie mir ein Wort namens des Erziehungsdepartements, namens des Erziehungsrates und namens der Inspektion der Töcherschule.

Unser Rektor Albert Barth hat es öfter ausgesprochen, wie sehr er es bedaure, dass es aus räumlichen Gründen so schwer sei, die Schülerinnen der Töcherschule als die Glieder eines grossen lebendigen Schulorganismus zu vereinigen und etwa einmal zu allen von dem zu reden, was aus der Arbeit des Jahres heraus zu sagen ihm ein Bedürfnis geworden sei.

Nun hat es so kommen müssen, dass heute, da die Glieder unserer Schule in so ungewohnter Zahl sich zusammenfinden, unser toter Rektor zu uns spricht und dass das Gefühl, welches uns alle eint, das Gefühl tiefen Schmerzes um seinen Heimgang ist.

Von 1915 bis Ende 1926 hat Albert Barth unsere Schule geführt. Bald nach Beginn des Krieges hat er die Zügel an sich genommen; in einer Inspektions-sitzung vom letzten Januar hat er sie aus den Händen gelegt.

Für die Inspektion der Töcherschule war die Zusammenarbeit mit Albert Barth eine Freude. Haben auch einzelne Stürme im letzten Jahrzehnt das Gebäude unserer Schule erbeben lassen, so ist doch das Vertrauensverhältnis zwischen Inspektion und Rektor immer das gleiche geblieben. Und dieses Vertrauen ergab sich zwingend. Wer Albert Barth in der Inspektion über eine heikle Personenfrage oder über eine andere Angelegenheit referieren hörte, der empfand aus den Voten des Rektors vor allem seine unbedingte

Sachlichkeit, den absoluten Willen, zu dem zu stehen und die Lösung zu empfehlen, die seiner Auffassung von den Zielen unserer Schule entsprach, und eifersüchtig auszuschalten, was immer an unsachlichen Momenten etwa in die Wagschale geworfen werden konnte.

Und diese Sachlichkeit war getragen vom lebendigen Glauben an seinen Beruf, von einer tiefen Liebe zu seiner Schule. Sie war gepart mit einem überaus feinen Empfinden, mit einem besonderen Mass von Takt und viel Verständnis für die besonderen Bedingungen einer Mädchenschule.

Wir haben in der Inspektion aber auch immer hochgeschätzt sein pädagogisches Wissen und Können, seine berufliche Bildung und Erfahrung, die ihn zu einem gereiften, von jeder Lehr- und Parteimeinung unabhängigen Urteil befähigten. In manchen Fragen — ich erinnere an Maturitätsfragen — war er eine auch über die Grenzen unseres Kantons hinaus bekannte Autorität und wir wussten, dass wir stolz sein durften, ihn zu besitzen.

Er hat die Grösse und Organisation unserer Anstalt als einen schweren Mangel empfunden und war oft von Bedenken erfüllt, ob er nicht ersticken müsste in dieser Kleinarbeit, ob ihm noch genügend Zeit bleibe für seine Erzieherarbeit, für die grossen Fragen der Frauenbildung, genug Spannkraft für seine eigene Weiterbildung.

Wer Albert Barth an der Arbeit sah, weiss, dass seine Befürchtungen nicht begründet waren. Er hat ob der Kleinarbeit die grossen Schulprobleme nicht vergessen. Er hat viel an der grundsätzlichen Frage der Organisation und des Aufbaus unserer Schule gearbeitet. Und es war eine seiner letzten Freuden im Beruf, dass er Ende 1926 eine Studienreise nach Deutschland und Oesterreich der Behandlung der allgemeinen Probleme der Frauenbildung widmen durfte.

Intensiv hat er sich auch mit den Fragen der staatsbürgerlichen Erziehung beschäftigt. Er war ein Freund aller Friedensbestrebungen, aller Zusammenarbeit der Völker; aber er war sich stets bewusst des Zusammen-

hangs mit seiner engeren Volksgemeinschaft; er hat seine Heimat sehr geliebt. Albert Barth besass alle Eigenschaften, unsere Schule nicht bloss zu verwalten, sondern ihr Führer zu sein. Aber das Aufgehen im Lehrerberufe war so sein Lebenselement, dass er dauernd davon sprach, wieder als Geschichtslehrer ins Kollegium zurückzutreten. Und er hat auch für das Amt des Rektorates daran festgehalten, dass er der erste Lehrer seiner Anstalt bleiben müsse, selber noch als Lehrer tätig und so den engen Kontakt mit den Gliedern der Schule gewährleistend.

An dem, was Albert Barth für seine Schule einmal als richtig erkannt, an dem liess er nicht markten. Er war unabhängig und furchtlos in der Vertretung seiner Meinung, frei von jeder unnötigen Opportunitätspolitik, ohne Rücksicht für sich selber.

So zäh er aber seine Auffassung vertrat, so sehr prüfte und erwog er doch bei sich selber immer wieder, und manche getroffene Entscheidung konnte ihn hinterher noch schwer in Anspruch nehmen, wenn die Entwicklung der Dinge ihm Zweifel erweckte.

Albert Barth fürchtete sich immer davor, ein blosser Erlediger und Verwalter zu werden. In Wahrheit hat er mit der Treue und Gewissenhaftigkeit der Kleinarbeit den weiten Blick für die grossen Aufgaben einer Schulleitung und damit die besten Führereigenschaften in sich vereinigt.

Als Kapellmeister Hermann Suter gestorben war, da hat ihm der Sänger Karl Erb in einem der nächsten Symphoniekonzerte Eichendorffs Nachruf gesungen, und es war eine der schönsten Erinnerungsfeiern an den verlorenen musikalischen Führer, als er in den Tönen Schöcks mit Eichendorff fragte: «Was wollen wir nun singen, hier in der Einsamkeit?» und dann mit innerster Empfindung geantwortet hat: «Wir wollen dennoch singen.»

Man braucht diese Worte nur wenig umzudeuten, so gilt auch uns, der führerberaubten Schule, Eichendorffs Mahnung: «Wir wollen dennoch singen». Wir müssen dennoch singen; wir müssen trotzdem weiter wirken.

Liebe Schülerinnen!

Albert Barth, der nicht so oft, wie er wünschte, zu seiner Schule reden konnte, ich denke, er spricht heute eindringlicher denn je; es spricht sein Leben, sein Beispiel, sein Werk, sein früher Tod.

«Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärest Du nie gewesen,
Als wäre nichts geschehn.»

Das soll für uns, seine Schülerinnen, seine Freunde nicht gelten. Es wäre unseres Rektors nicht würdig, nur mit Worten Totenfeier zu halten. Dem nachzueifern, was er in seinem persönlichen und beruflichen Leben hochhielt, das soll auch für jede Schülerin unserer Anstalt die schönste Totenfeier sein.

Was ist's, das ihn aus der Menge der Menschen heraushebt?

Es ist die Noblesse seiner Gesinnung, es ist seine Liebe und seine Leidenschaft für alles Aechte, Gerade und Wahre. Verhasst war ihm aller Schein, alle Eitelkeit und Aufgeblasenheit und alles Schwülstige und Gespreizte war ihm in der tiefsten Seele zuwider. Das war ihm unwahr; das lehnte er ab. Wo aber etwas ächt war und grad, da war Albert Barth dabei, ihm zum Leben zu helfen, und er konnte es schwer verstehen, wenn formelle Hemmnisse solchem ächtem Leben entgegenwirkten. Es ist die Unbestechlichkeit seines Charakters und seines Urteils, seine Sachlichkeit, die absolute Unzugänglichkeit gegenüber falschen Einflüssen und Zuflüsterungen, seine unabhängige Treue. Er änderte sein Urteil nicht nach der Konjunktur, nach der Meinung der halbgebildeten Strasse, nach den Grundsätzen der Bequemlichkeit. Er verliess keinen Freund in der Not. Er blieb sich selber treu.

Albert Barth hat das Leben schwer genommen. Er hat sicher viel mit sich selber gerungen. Und es gehört zum Tragischen dieses Lebens, dass er sich innerlich oft an den Dingen zerrieben hat.

Sein Leben als Rektor bedeutete für unsere Schule einen Aufstieg. Nicht nur im Namen der Behörden,

auch im Namen aller seiner Schülerinnen möchte ich hier Albert Barth aus tiefstem Herzen dafür danken, dass er der Schule sein Leben, sein Bestes geschenkt hat.

Wohl dem Staat, der so treue und so befähigte Diener findet, wie Albert Barth es war!



Ansprache

von

Herrn Dr. O. Frey,

Konrektor der Töchterschule Basel.

Geehrte Trauerversammlung!

Liebe Schülerinnen!

Es ist mir Pflicht und Bedürfnis, in dieser Stunde von dem verstorbenen Rektor im Namen der Töchterschule, ihrer Lehrerschaft und der Schülerinnen Abschied zu nehmen.

Dr. Albert Barth wurde am 31. Oktober 1914 zum Rektor der Basler Töchterschule gewählt; im April 1915 trat er sein neues Amt an. Knapp 12 Jahre lang hat er es verwaltet. Da nötigte ihn Krankheit, das Steuer aus der Hand zu geben. Vorübergehend, wie wir glaubten, für immer, wie das Geschick es wollte.

Rein äusserlich gesprochen hebt sich die Zeit, während der die Töchterschule der Leitung Rektor Barths unterstand, etwa durch folgende Tatsachen heraus:

Die Allgemeine Abteilung wurde von zwei auf vier selbständige Klassen ausgebaut. Sie erhielt ein besonderes Lehrziel, und ihr Unterrichtsprogramm sollte den Bedürfnissen einer breiteren Vorbildung für die nicht akademischen Frauenberufe gerecht werden.

Als Ersatz für die eingegangene Pädagogische Abteilung entstand die heutige Realabteilung mit 4 Klassen. Das Abgangszeugnis gibt die Berechtigung zum Besuch des Seminars.

Diesen beiden Zweigen unserer Schule galt in letzter Zeit die Hauptsorge des verstorbenen Rektors. Er gedachte, die allgemeine Abteilung ihrem besonderen Zwecke noch besser anzupassen; die Realabteilung sollte zur Maturitätsanstalt ausgebaut werden. In der Absicht, für diese Pläne eine möglichst breite Erfahrungsgrundlage zu gewinnen, unternahm er letzten

Herbst eine anstrengende Studienreise zum Besuche lateinloser Maturitätsanstalten und Frauenoberschulen in Deutschland und Oesterreich. Er hat sich wohl auch bei diesem Anlass zu viel Arbeit auferlegt und zur Sammlung der Früchte nicht mehr Zeit und Kraft gefunden.

Sein Werk ist ferner die Schaffung einer besondern «Welschen Klasse», die fremdsprachigen Schülerinnen mit ausreichender Vorbildung Aufnahme gewährt.

Den hartnäckigen Bemühungen Rektor Barths ist es gelungen, 1917 die Gleichstellung unserer Gymnasialabteilung mit Gymnasium und Realschule bei der Gestaltung der Maturitätsprüfungen zu erlangen.

Die Lehrpläne aller Abteilungen wurden gründlich revidiert unter Verminderung der Gesamtzahl der Pflichtstunden für die Schülerinnen auf 30. Dadurch und durch die Einführung einer Hausaufgabenordnung wurde der Ueberbürdung wirksam gesteuert und Konzentration der Arbeit angestrebt.

Mit der Aufzählung dieser Neuerungen ist aber das Wirken Rektor Barths nicht annähernd gewürdigt. Wer seine Absicht verstand, weiss, dass sein Sinn auf Schaffung innerer Werte gerichtet war. Der Form suchte er Inhalt und Wirksamkeit zu verleihen.

Die Töcherschule ist ihrer ganzen Stellung nach der Gefahr ausgesetzt, zur Ständeschule zu werden. Der verstorbene Rektor hat alles getan, um sie ihrer wahren Bestimmung näher zu bringen.

So ist sein Werk unserer Schule innerlich zum Heil und zur Ehre geworden, während er ob der Erfüllung der allzugrossen Anforderungen des vielgestaltigen Organismus über seine Kräfte hinaus angespannt und aufgezehrt wurde. Denn unbedingt war seine Forderung an sich selbst.

Schon sein Anfang an der Töcherschule war nicht leicht. Aeussere und innere Schwierigkeiten überwand seine offene gewinnende Art rasch. Wohl verspürte seine sensible Seele Widerstände sachlicher und persönlicher Art. Er liess sich aber dadurch weder entmutigen noch in seiner Haltung gegenüber den neuen Menschen irre machen.

Seine Auffassung von der Aufgabe eines Schulvor-

stehers und von den Mitteln und Wegen zu ihrer Erfüllung wurzelte tief im Grunde seines eigenen Wesens: Grosse natürliche Herzensgüte, durchgebildete Klarheit des Verstandes und unbeirrbare Reinheit der Gesinnung und des Wollens. Aus diesen Quellen floss sein spürbares Wohlwollen im Verkehr mit Schülerinnen und Lehrern. Dem Bedürfnis nach unbedingter Ehrlichkeit gegen sich selbst entsprach eine absolute Aufrichtigkeit gegen andere. Aus dem Kampfe mit mancherlei Unzulänglichkeiten des eigenen Körpers ergab sich ein wohlthuendes Verständnis für die Schwächen anderer, ein feines Eingehen auf ihre Nöte und Schwierigkeiten. Wo er guten, ehrlichen Willen vorfand, da anerkannte er mit ermutigenden Worten das Vorhandene, und Kollegen und Kolleginnen werden ihm diese Weitherzigkeit zeitlebens danken. Die Bewegungsfreiheit, deren er für sich selbst bedurfte, liess er auch andern zuteil werden. Niemals pochte er auf seine Macht, um seiner Ansicht Geltung zu verschaffen.

Das soll indes nicht heissen, dass er notwendigen Auseinandersetzungen aus dem Wege ging. Seine innere Vornehmheit legte ihm Zurückhaltung auf, seine Sachlichkeit hiess ihn anerkennen, wo er etwas Gutes fand. Seine ganze disziplinarische Tätigkeit als Rektor baute er auf Vertrauen auf. Gern schenkte er es andern. Er bedurfte des Vertrauens aber eben so gut für die eigene Tätigkeit. Er litt schwer darunter, wenn dieses Vertrauen getäuscht oder wenn es ihm nicht in vollem Masse, so wie er es verdiente, entgegengebracht wurde.

Liebe Schülerinnen, bei der Grösse unserer Schule seid ihr nicht alle, und nur ab und zu, nicht immer aus erfreulichem Anlass, mit Herrn Rektor Barth in Berührung gekommen. Nur wenige Klassen lernten ihn auch als Lehrer kennen. Aber ich bin fest überzeugt davon, dass auch ihr aus seinem Wirken an der Schule für euer Leben den Eindruck behaltet: Rektor Barth war ein Mann, der unser Bestes wollte. Diejenigen unter euch, die in einer besonderen Schwierigkeit ihn aufsuchten, haben in ihm einen verständnisvollen Berater gefunden. Er gehörte nicht zu denen, die meinen, in Konfliktsfällen hätten die Schüler immer un-

recht und die Lehrer immer recht. Aber er liess euch doch stets deutlich fühlen, dass ihr nicht nur für euch Gerechtigkeit verlangen dürft, sondern sie auch der Schule und den in ihr arbeitenden Menschen widerfahren lassen müsst.

Geehrte Trauerversammlung! Wer Gelegenheit hatte, mit Herrn Rektor Barth Seite an Seite zu arbeiten, der kann ermessen, welche Aufgabe auf seinen Schultern lastete und wie er an ihre Bewältigung seine Lebenskraft setzte. Ich erkenne, dass es mir kaum annähernd gelungen ist, in Worte zu fassen, was der Tote als Rektor der Töcherschule gewesen. Er hat neue Formen gegeben, neue Ziele gewiesen. Es war ihm nicht vergönnt, sein Werk zu vollenden.

An uns, die wir im Leben stehen, ist es, die Formen zu füllen, den Zielen näher zu gelangen. Wir Lehrer und Lehrerinnen werden seine sichere Hand am Steuer vermissen, seinen wohlwollenden aufmunternden Rat entbehren. Aber wir wollen Rektor Barths reines Wollen hochhalten für immer. So ehren wir am würdigsten den Toten, wir, die wir dem Lebenden den verdienten Dank nicht sagen konnten.

Ansprache

von

Herrn Dr. Wilhelm von Wyss,
Rektor der Höhern Töcherschule Zürich.

Verehrte Trauerversammlung!

An der Bahre von Rektor Barth mag es auch einem Nicht-Basler gestattet sein, tiefer Trauer und zugleich herzlichem Danke für die grossen Leistungen des Verstorbenen Ausdruck zu geben. Der Verein schweizerischer Gymnasiallehrer hat den Sprechenden beauftragt, in seinem Namen hier das Wort zu ergreifen. Ist er doch Rektor Barth zu grösstem Danke verpflichtet.

Schon 1905 fiel der junge Gymnasiallehrer, an dem seine Schüler mit grösster Liebe und Verehrung hingen, im Kreise der schweizerischen Kollegen auf, als er mit seinem Freunde Brenner zusammen in einer «Schlagschatten» betitelten Broschüre gewisse Uebelstände im Basler Schulwesen einer scharfen, aber berechtigten Kritik unterzog. Die Broschüre zeugte von klarer Einsicht, besonders aber auch von Unerschrockenheit und Mut. Es herrscht selbst in der Republik und Demokratie kein Ueberfluss an Männern, die, ohne sich in den Schatten der Anonymität zu flüchten, tapfer und mutig bestehenden Uebelständen auf den Leib rücken, auch wenn sie mit Sicherheit voraussehen müssen, dass sie nicht ohne weiteres auf allgemeine Zustimmung rechnen können, sondern sich zu einflussreichen Persönlichkeiten in Gegensatz stellen.

Ein Eingreifen in wichtige schweizerische Fragen bedeutete dann die Stellungnahme von Rektor Barth, als im Jahre 1915 der Verein schweizerischer Gymnasiallehrer anfang, sich mit der Frage der nationalen Erziehung an den Mittelschulen zu befassen. Der tiefe Gegensatz, der sich bald nach Beginn des Krieges zwischen Deutsch- und Französischschweizern herausbil-

dete, weil gleich hemmungslos die Sympathien der einen sich den Zentralmächten, die der andern den Alliierten zuwandten, musste die schwersten Besorgnisse hervorrufen. Ganz allgemein fragte man sich, ob nicht die Mittelschulen bisher eine wichtige Pflicht versäumt und der Frage einer nationalen Erziehung zu wenig Beachtung geschenkt hätten. Da das Problem an sich schwer war und die Einführung eines neuen Faches bei der ohnehin herrschenden Zersplitterung des Unterrichts in eine zu grosse Zahl von Fächern Bedenken erweckte, dachte man unwillkürlich an eine Revision des eidgenössischen Maturitätsreglements. So setzte denn der Verein Schweizerischer Gymnasiallehrer schon 1915 einen Ausschuss ein, der umfassende Reformvorschläge vorbereiten sollte. In diesem Ausschuss trat bald Rektor Barth in den Vordergrund. Trotzdem er erst ein Jahr vorher die Leitung der Basler Töchterschule übernommen hatte und sich so vor eine gewaltige Aufgabe gestellt sah, unterzog er sich willig dem Auftrag, an der nächsten Jahresversammlung des Vereins im Namen des Ausschusses die Leitsätze zu vertreten, auf die sich jener geeinigt hatte. Er liess sich von dem grossen Interesse leiten, das er pädagogischen Fragen immer entgegenbrachte, und betrachtete es mit Recht als günstig, dass ein Vertreter Basels, dessen humanistische Schulen eine grössere Geschlossenheit aufweisen als die anderer Schweizerstädte, die Hauptaufgabe übernahm. Er liess sich auch nicht durch die Wahrscheinlichkeit abschrecken, dass die eine Aufgabe weitere nach sich ziehen werde. Tatsächlich erhielt er gleich nachher vom Bundesrat Calonder den Auftrag, ein eingehendes Gutachten über die nationale Erziehung und über die Grundlagen für eine neue Verordnung über die Maturitätsprüfung auszuarbeiten. Das Gutachten wuchs sich in zwei Jahren strenger Arbeit zu einem Buche von 300 Seiten aus. Aber noch war die Arbeit für ihn nicht abgeschlossen. Die Beratungen der Behörden zogen sich noch sechs Jahre hin, und stets war er es, an den man sich um Auskunft wandte, und er war es auch naturgemäss, der von den Widerständen, die sich seinen Vorschlägen entgegenstellten, am stärksten betroffen wur-

de. Gewisse Forderungen, die ihm ganz besonders am Herzen lagen, gelang es nicht durchzusetzen, aber anderes, das ebenso wichtig war, wurde erreicht, und im ganzen ist der Fortschritt, der erzielt wurde, ein bedeutender. Das war für Barth eine grosse Genugtuung. Zudem behält sein Buch, dem er den Titel gegeben: «Die Reform der höheren Schulen in der Schweiz» seinen Wert auch unabhängig davon, wie weit die einzelnen Vorschläge durchdrangen. Für Jeden, der sich mit den Fragen schweizerischer Mittelschulbildung befasst, wird es auf lange hinaus unentbehrlich bleiben. Alles das vermochte Rektor Barth zu leisten, obschon er erst seit kurzem Leiter einer Mittelschule war, deren Schülerzahl um das zwei- und dreifache über diejenige hinaus geht, die man anderswo einem Rektor unterstellt. Er konnte es dank seiner grossen Arbeitskraft und dank seiner Fähigkeit, sich auch neben den ihm unmittelbar gestellten Aufgaben für öffentliche Fragen zu interessieren. Für ihn gab es zudem nur völlige Hingabe an die Sache; irgendwelche Rücksicht auf eigenen Vorteil oder eigene Bequemlichkeit kannte er nicht. Auch bei ihm machte man die Erfahrung, dass die Leute, die am stärksten beschäftigt sind, am wenigsten neue Ansprüche, die man an sie stellt, mit der Begründung ablehnen, sie hätten keine Zeit. Sie sind eben gewöhnt, viel zu arbeiten und ihre Zeit aufs sorgfältigste einzuteilen.

Wenn ich in erster Linie dem Dank des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer Ausdruck zu geben hatte, so mag es mir nun aber auch noch gestattet sein, als Kollege und Freund einige Worte persönlichen Dankes anzufügen. Den Basler Freunden Barths soll damit nicht vorgegriffen sein. Aber da ich in Zürich dieselbe Stellung bekleide wie er in Basel und wir seit einer Reihe von Jahren über Schulfragen, die den einen oder den andern beschäftigten, uns mündlich oder brieflich immer wieder äusserten, bekam ich einen Einblick in Barths Denken wie wenige und durfte mich mit ihm eng verbunden fühlen. Ich hatte auch die Möglichkeit wie vielleicht kein zweiter seiner Freunde, Anforderungen und Zumutungen, die an ihn gestellt wurden, in ihrer Begründetheit, vielleicht auch

in ihrem Mangel an Begründetheit, zu erkennen und zu beurteilen. Es kommt den meisten Leuten, vielleicht auch solchen, die in Behörden sitzen, zu wenig zum Bewusstsein, was für eine schwierige und exponierte Stellung der Rektor einer schweizerischen Mittelschule hat. Er ist nicht wie etwa unsere Kollegen in Deutschland durch seine Beamtenstellung geschützt und gedeckt. Er gilt vielmehr als *primus inter pares*, und nur seine Persönlichkeit und nicht das Amt entscheidet darüber, ob er aus seiner Stellung etwas zu machen vermag oder nicht. Dabei sollte er eine ganze Menge von wertvollen Eigenschaften in sich vereinigen, wie man sie in absoluter Vollständigkeit wohl bei niemand neben einander findet. Auch bei Rektor Barth nicht. Aber sicher ist, dass dieser die wichtigsten in sich vereinigte und sich für sein Amt eignete wie wenige. Das ist der Eindruck, den jeder Unbefangene haben musste. Und nun ist er der Schule so früh entrissen worden, weil seine Kraft ob all der Arbeit, ob all dem Schweren, das er zu tragen hatte, zerbrach. Wahrlich, bittere Klagen möchten sich einem auf die Lippen drängen. Was hätte dieser Mann in den zwei Jahrzehnten, in denen er unter günstigen Umständen noch hätte wirken dürfen, nicht alles leisten können! Wie sehr wäre ihm die zunehmende Reife und Abgeklärtheit des Alters zu statten gekommen, die gerade dem Rektor einer Mädchenmittelschule erst recht die volle Auswirkung seiner Persönlichkeit, seiner Lebenserfahrung als Lehrer und als Rektor zu teil werden lässt, die die Schülerinnen erst recht mit unbegrenztem Vertrauen, mit dankbarer Hingebung zum werdenden Greise aufblicken lässt. Aber wir dürfen nicht klagen. Es wäre nicht im Sinne von Rektor Barth. Die gerade in ihrer Schlichtheit ergreifenden Worte des Lebensabrisses, die am Anfang dieser feierlichen Stunde uns mitgeteilt worden sind, verbieten es uns. Wenn Rektor Barth sich wenige Tage vor seinem Tode, als er den jähen Abbruch seines Lebens sicher vor Augen sah, sich auf solcher Höhe des ethischen Denkens zu halten vermochte, dass er nur Worte des Dankes fand, dann steht es auch uns nicht an zu klagen. Nur danken dürfen wir ihm, das kann er uns nicht verwehren, danken aus vollem Herzen für das,

was er uns gewesen. Er steht vor uns als einsichtsvoller Mann in voller Beherrschung seines Faches und seiner Aufgabe, als ausgezeichneter Lehrer, als ein Rektor mit den bedeutungsvollsten Eigenschaften, die zu diesem Amte gehören, als eine Persönlichkeit, die vor allem Niedrigen und Unreinen Abscheu hatte, als ein Mann, der nie an sich selbst dachte, sondern nur an die Sache und an andere, denen er Dienste leisten konnte. Eine der Zierden des schweizerischen Gymnasiallehrerstandes ist mit ihm dahingegangen. Dank, heißen Dank rufen wir Dir zu, wir Gymnasiallehrer, wir Rektoren, wir Freunde, die wir stolz darauf waren, Dich unsern Freund nennen zu dürfen.

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non voltus instantis tyranni
Mente quatit solida; neque Auster,

Dux inquieti turbidus Hadriae,
Nec fulminantis magna manus Jovis:
Si fractus inlabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.

(Horaz, carm. III 3.)



Worte der Erinnerung,

gesprochen im Krematorium von

Herrn Dr. Paul Burckhardt.

Wenn ich im Namen der Freunde noch einige Worte der Erinnerung an unsern abgeschiedenen Albert Barth sprechen soll, so will ich nicht mehr davon reden, was er im öffentlichen Leben bedeutet und was er für Schule und Heimat geleistet hat, sondern davon, was er uns Freunden gewesen ist. Vielleicht darf ich auch darum hier reden, weil unsere Bekanntschaft und Freundschaft schon in den Kinderjahren begonnen hat. So wie ich sein liebes Bild lebendig vor mir sehe, möchte ich es zu zeichnen versuchen und uns den Wert seiner Persönlichkeit vergegenwärtigen.

Ein Mann, der so viele und verschiedenartige Freunde gehabt und von so verschiedenartigen Freunden Liebe und Vertrauen empfangen hat, muss ein ungewöhnlicher, ein im besten Sinn liebenswerter Mensch gewesen sein. Ja, es ging von seiner Person, nicht immer, aber wenn es die Gunst der Stunde gab, ein eigentümlicher Zauber aus, den wir alle spürten. Er entstammte dem Urgrund seines Wesens. Lauter und wahrhaftig, fröhlich und lebenssicher, tapfer und erstaunlich unabhängig von all den vielen und kleinlichen Dingen, die so oft unser Leben einengen, erschien er uns da.

Die sittliche Reinheit seines Wesens war nichts mühsam Errungenes, sondern etwas natürlich Gegebenes; ja die äusserliche und die moralische Sauberkeit gehörten für sein Empfinden untrennbar zum Selbstverständlichen.

So wirkte auch seine Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit überzeugend und ursprünglich; sie war gelegentlich, besonders in jüngern Jahren, nicht frei von

Schroffheit. Wo er spürte, dass er es mit bewusster oder unbewusster Unehrllichkeit, mit Wichtigtuerei, mit schlecht verhülltem Eigennutz zu tun hatte, im Verkehr mit einzelnen Menschen wie im öffentlichen Leben, da war er stets ein unerbittlicher Richter. Aber auch ohne Worte hat er schon durch sein Wesen uns in Fragen der Ehrlichkeit das Gewissen geschärft. Sein Unabhängigkeitssinn, ihm ebenso angeboren wie seine Lauterkeit, hat ihn früher gern zu trotzigem oder humoristischem Protest gegen alles das vermocht, was in seiner Vaterstadt oder anderswo bloss traditionsmässig allzu wichtig genommen wurde. Seit der Reife der Jahre wurde er eher geneigt, sich gewissen äussern Lebensformen anzupassen, wenn sie ihn nicht ernstlich einengten, entweder weil er ihre relative Berechtigung anerkannte oder weil er Protest und Kampf für wichtigere Dinge vorbehielt.

Und wie fröhlich, von ganzem Herzen fröhlich konnte er die gute Stunde geniessen, zusammen mit seinen Lieben und Freunden, die er in seine Freude hineinziehen musste, um selbst recht froh zu sein. War es die Freude am Anschauen des Schönen, war es das Glück rüstigen Wanderns, war es eine ungezwungene Geselligkeit unter Gleichgesinnten: immer genoss er die Schönheit und Lebensfülle des Augenblicks ganz; er verstand die Kunst, solche Augenblicke festzuhalten, ohne sich durch schwarze Gedanken, böse Erinnerungen oder Sorgen das Glück trüben zu lassen. Das waren Stunden, wo er die Menschen, ohne es zu wollen, für sich einnahm; seine schenkende Güte bestand darin, dass er uns an der frischen Unmittelbarkeit seiner Natur teilnehmen liess.

Aber wer Albert Barth kannte, wusste wohl, dass Fröhlichkeit und Lebensvergnügtheit nicht der eigentliche Grundzug seines Wesens war. Er hatte auch ein schweres Erbteil mit ins Leben bekommen. Von Jugend auf beschäftigte ihn die sittliche Grundfrage: Was muss ich tun und lassen? Und diese Frage konnte er nicht immer und überall mit Selbstgewissheit beantworten; oft bedeutete sie für ihn ein mühsames Suchen, manchmal sogar fast ein Verzweifeln an sich selbst. Er war ein strengerer Richter gegen sich, als die

meisten Leute ahnten. Krisen, die ihn zu verschiedenen Zeiten körperlich u. seelisch furchtbar mitnahmen, hatten zum guten Teil ihren letzten Grund in dieser Un-
genügsamkeit mit sich selbst. Er erfuhr mehr als einmal an sich die Wahrheit des Prophetenwortes, dass des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding sei. In solchen Zeiten streckte er die Hand aus nach der Freundeshand, die ihm helfen sollte. Was ihm der beste Lebensfreund, seine liebe Frau, in guten und bösen Zeiten gewesen ist, will ich nicht ausführen; aber auch von uns liess er sich gern helfen, und vielleicht stand er uns nie näher, als wenn wir das Gefühl hatten, jetzt brauche er uns. Auch wenn wir nicht eigentlich helfen konnten, empfand er doch dankbar den aufrichtigen Willen. Albert Barth hat, abgesehen von den Getreuen der Jugendjahre, in späteren Zeiten vornehmlich denen sein Vertrauen und seine Freundschaft angeboten, die er als gleichgesinnte Mitkämpfer im Dienst einer guten Sache erkannte; wenn man darin ein Stück Egoismus sehen wollte, so war es doch jedenfalls kein gewöhnlicher Egoismus, sondern der Wille des Führers, der nicht seine Person, sondern sein Ziel im Auge hatte. Aber wenn sich sein guter Wille an der Starrheit der Verhältnisse, an der Trägheit oder Böswilligkeit der Menschen brach, oder wenn er sich schmerzlich eingestehen musste, er habe seine Kraft überschätzt, er habe sich darin getäuscht, was er für seine Pflicht ansah: ja, dann freute er sich mit rührender Dankbarkeit an den rein menschlichen guten Eigenschaften eines jeden, der ihm verständnisvoll nahe trat. Denn es lag eine gewisse Weichheit in seiner Natur verborgen, die sich nach Harmonie und Verstandenwerden sehnte, mehr, als er oft äusserlich zeigen konnte.

So ist es ein rechtes Geben und Nehmen gewesen, was wir in der Freundschaft mit Albert Barth erlebten. Ueber die tiefsten Lebensfragen, über seinen Glauben, sprach er auch mit den Freunden zurückhaltend, brieflich noch eher als mündlich. Er war ein gläubiger Mensch, nicht in streng kirchlichem Sinn, aber darin, dass er seine Stellung in der Welt als einen Beruf auffasste, zu dem ihn Gott berufen habe. Ohne den Glau-

ben an eine ewige Macht hätte für ihn die Menschheitsgeschichte wie sein eigenes Leben den Sinn verloren.

Wir Freunde haben Alberts Leben, seine Freuden und Erfolge wie seine Leiden, das ganze Auf und Ab, nicht nur mit regem Interesse, sondern mit dem Herzen miterlebt; nun, da es nach Gottes Ratschluss zum frühen Ende gekommen ist, dürfen wir sagen: es ist trotz allem ein schönes und erhebendes Leben gewesen, und wir wissen, dass das, was wir an ihm gehabt haben, äusserlich gar nicht zu bemessen ist, dass es für uns und für viele von unverlierbarem Wert bleibt. Wie sollten wir ihn je vergessen können?

Zentralbibliothek Zürich



ZM03412580

